





Wir sind hier, um Zeuge zu sein

Ein Lesebuch

Mit einem Vorwort von
Judith Schalansky

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN NO. 99

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Ganz Ohr sein

Vorwort von Judith Schalansky

Wir haben nichts als unsere Sinne, um der Welt zu begegnen. Und es gilt sie zu schärfen, um diese Erfahrung bewusst zu erleben, also genau hinzusehen, hinzuschmecken, hinzufühlen – und hinzuhören: »Es kommt ein Punkt, da sagst du zum Wald, zum Meer, zu den Bergen, der Welt: Jetzt bin ich bereit. Jetzt werde ich innehalten und ganz Ohr sein«, schreibt Annie Dillard 1982 in ihrem Essay *Einen Stein zum Sprechen bringen* (S. 15), in dem sie nicht nur von der titelgebenden Unternehmung eines Mannes erzählt, einen Stein das Sprechen zu lehren, sondern auch von dem Versuch, über etwas zu schreiben, das selbst über keine Sprache verfügt, ja womöglich »schweigt«, wie Dillard behauptet. »Du machst dich leer und wartest; du lauschst. Nach einer Weile hörst Du es: Da ist nichts. Da ist nichts als nur diese Dinge, die erschaffenen Dinge, vereinzelt, wachsend, stockend oder schwankend, beregnet oder regnend, gehalten, geflutet oder ebbend, stehend oder hingebreitet. Du spürst das Wort der Welt als Spannung, als Summen, als einen einzigen, gemeinschaftlichen, überall gleichen Ton. Das ist es: Dieses Summen ist die Stille. Die Natur macht doch einen Piep – diesen einen nur.«

Denn auch wenn die Welt zweifellos Geräusche von sich gibt – das Klackern der Kiesel, das Gebrüll der Affen oder der die Stille zerreiende Donner eines Gewitters –, ist ein überwältigend großer Teil der Menschheit, jener, dem kein Berg oder Hain mehr heilig ist, der Natur gegenüber tatsächlich taub geworden. »Es ist schwer, das, was wir angerichtet haben, ungeschehen zu machen, und das, was wir von uns gewiesen haben, wieder herbeizurufen. Es ist schwer, einen heiligen Hain zu entweihen und sich dann an-

ders zu besinnen. Die heiligen Berge schweigen still. Wir haben den brennenden Busch gelöscht und können ihn nicht wieder entfachen; wir zündeln vergeblich unter jedem grünen Baum.«

An die Stelle animistischer und religiöser Praktiken ist die Wissenschaft getreten, die jenes Schweigen mit Myriaden von beredten Daten füllt und die Stille stets aufs Neue ausmisst und interpretiert. Annie Dillard fragt: »Was ist der Unterschied zwischen einer Kathedrale und einem Physiklabor? Sagen nicht beide: Hallo? Wir spionieren Wale und interstellaren Funkobjekten nach; wir hungern uns aus und beten, bis wir blau werden.«

Einer, der Beten und Beobachten verband, war der ornithologisch passionierte Pastor Gilbert White, der 1768 – in jenem Jahr, in dem James Cook zu seiner Ersten Südseereise aufbricht – seine Heimat, eine ländliche Gemeinde in Hampshire, zu erkunden beginnt. Sein Lebensbuch *Selborne und seine Naturgeschichte* (S. 25) beweist, dass sich eine grenzenlose Neugier nicht nur auf die schwer erreichbare Ferne, sondern auch auf die unmittelbarste Umgebung richten kann. Darin dokumentiert er nicht nur ausführlich Wind und Wetter, Flora und Fauna, sondern stellt auch weiterführende Spekulationen – etwa zum Winterverbleib der Schwalben und Mauersegler – an. Wenn dabei sein naturkundliches Ethos stets spürbar bleibt, das etwa in seinen heute etwas umständlich wirkenden Bemühungen aufscheint, einen bestimmten Vogel mithilfe der lateinischen Nomenklatur seines Zeitgenossen Carl von Linné dingfest zu machen, ist es der hingebungsvolle Ton, der die zwischen Wissen und Staunen changierenden Aufzeichnungen auszeichnet: »Die Sprache der Vögel ist sehr alt, doch vieles wird bedeutet und verstanden«, schreibt er etwa 1778 in einem Brief, in dem er die »unendliche Vielfalt« von Lautäußerungen »innerhalb des Volkes der Gefiederten« sprachlich zu fassen versucht.

Während es White vor allem die Mauersegler und ihr rätselhaftes Verhalten angetan haben, verfällt sein Landsmann John Alec Baker (S. 35) rund 200 Jahre später den Wanderfalken – oder vielmehr der Beschreibung ihres Daseins zwischen »hohen Himmeln«, »Marschen, Flussmündung und Meer« und einem rasendräuberischen Tötungswerk. Die obsessive Dringlichkeit in Bakers 1967 erschienenem Buch *Der Wanderfalke* speist sich aus bitterer Realität: In den 1960er Jahren waren Englands Greifvogelpopulationen durch den flächendeckenden Einsatz von Pestiziden in der Landwirtschaft derart eingebrochen, dass mit dem baldigen Aussterben des Wanderfalken zu rechnen war. So lässt sich Bakers rauschhafter Bericht sowohl als Archivierung als auch als Beschwörung dessen lesen, was unmittelbar verloren zu gehen droht.

Nicht ohne Grund werden Naturphänomene erst dann zum alleinigen literarischen Gegenstand, wenn massiver Um- und Raubbau die Landschaften bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in atemberaubender Schnelligkeit Flüsse begradigt, Feuchtwiesen trockengelegt und Wälder abgeholzt werden, deren Holzkohle die Stahlproduktion für die das Land durchneidenden Eisenbahnschienen befeuert oder gleich direkt in der Brennkammer der Dampflokomotiven verglüht. Als Henry David Thoreau in einer Januarnacht des Jahres 1853 den Nachthimmel betrachten will, erblickt er im Dunkel – wie er in seinem *Tagebuch* (S. 46) notiert – »die Lampe eines Güterzuges und ganz in der Nähe, direkt über dem Zug, einen hellen Stern, der genau wie die Lampe aussah, als gehöre er zu einem anderen Teil desselben Zuges. Es war schwierig, sich klarzumachen, dass das Eine eine schwache Öllampe war und das Andere eine Welt.« Die Grenzen zwischen Naturgegebenem und Menschengemachten verschwimmen – und auf der Suche nach »der Stille der Nacht« ist es das Geräusch seiner eigenen »Schrit-

te auf dem gefrorenen Boden« neben dem Eisenbahndamm, das Thoreau irritiert, womit er die Erfahrung vieler Nachgeborener vorwegnimmt: überall, wohin man auch tritt, auf menschliche Spuren zu stoßen.

Bezeichnenderweise ist es Thoreaus Hörsinn, der ihn der Welt gegenüber so empfänglich wie schutzlos macht: »Ich kann nicht mit verschlossenen Ohren gehen. Ich muss still dastehen und mit offenen Ohren lauschen, fern von den Geräuschen des Dorfs, sodass die Nacht auf mich einwirken kann. Eine fruchtbare und beredte Stille. Ich muss das Flüstern einer Myriade Stimmen hören. Stille allein ist es wert, gehört zu werden. Die Stille besitzt unterschiedliche Tiefe und Fruchtbarkeit, wie der Erdboden.«

Für William Henry Hudson ist es denn auch die »einsame Wildnis«, ja, »unverdorbene Einöde« Patagoniens, »weit abgelegen in ihrem ursprünglichen und trostlosen Frieden« und »unberührt von Menschen, fernab der Zivilisation«, die für ihn zu dem Sehnsuchtsort wird, den er Mitte der 1870er Jahre endlich bereist: »Es war eine Öde, die immer eine Öde gewesen war, und genau aus diesem Grund war sie lieblicher zu schauen als alle Szenerien; und ihre uralte Stille wurde nur von dem gelegentlichen Ruf oder dem Gezwitscher eines kleinen Vogels unterbrochen«. Die Liebe zur Vogelwelt, die seinen Bericht *Müßige Tage in Patagonien* (S. 52) durchzieht, hält Hudson indes nicht davon ab, Nester zu zertrampeln oder die Tiere in großer Zahl zu erlegen, um ihre Bälge an naturwissenschaftliche Sammlungen zu veräußern.

Während Hudson die Südspitze des Doppelkontinents bereist, ruft Susan Fenimore Cooper, alarmiert von dem Rückgang der Vogelpopulation in Cooperstown im Bundesstaat New York, im Aufsatz *Birds Then and Now* zum Zählen der Nester auf. In ihrer noch vor Thoreaus wirkmächtigem *Walden* 1850 erschienenen Naturkunde *Stunden auf dem Land* (S. 67) schildert sie den

Reichtum von Flora und Fauna ihrer Heimat – von »einhundert- unddreißig amerikanischen Astern« bis zu den Nahrungsvorlieben von Rot-, Schwarz- und Backenhörnchen –, aber auch die Verwahrlosung jener aufgegebenen Begräbnisstätten, die nicht nur die menschliche Kurzlebigkeit vor Augen führen, sondern sich auch der um sich greifenden Verwertungslogik der Siedlermentalität entzieht: »Die Stille, die Nutzlosigkeit (wenn man so will) eines alten Friedhofs im Herzen der geschäftigen Stadt verleiht ihm ein markanteres, eindrucksvolleres Memento mori als der Schädel in der Klausur eines Eremiten. Von Zeit zu Zeit hören wir von Plänen für Veränderungen, die einen Abriss dieser alten Kirchfriedhöfe in den Städten vorsehen. Man sagt uns, die alten Gräber seien unansehnlich; ein neuer Platz an dieser Stelle wäre angenehmer für die Nachbarschaft; eine Straße an genau jenem Punkt wäre eine sehr praktische Durchfahrt, welche die Herren A, B und C um einige Tausend Dollar reicher machen würde. Das sind die Motive, die man gewöhnlich bei der Verteidigung dieser Sache vorbringt: Verschönerung, Bequemlichkeit und Gewinn.«

Es sind jene Argumente, die auch Jahrzehnte später bemüht werden, um die Flutung des im Yosemite-Nationalparks gelegenen Hetch Hetchy Valley zu rechtfertigen, das nach seiner Umwandlung in ein Reservoir San Francisco und die Bay Area mit frischem Trinkwasser versorgen sollte. Sieben Jahre kämpft John Muir (S. 79) gegen das Projekt: vor Gericht – und mit der Streitschrift *Das Hetch Hetchy Valley*, in dem er die Schönheit des Tals, alle Register des Paradiesischen ziehend, als einen »großartigen Landschaftsgarten«, einen »der seltensten, kostbarsten Gebirgstempel der Natur« porträtiert. Der Text endet in dem verzweifelten Aufruf: »Staut Hetch Hetchy! Ihr könntet ebenso gut die Kathedralen und Kirchen des Volkes zu Wasserspeichern eindämmen, denn kein heiligerer Tempel ist jemals vom menschl-

chen Herzen gesegnet worden.« Muirs Agitation war kein Erfolg beschieden. Der Staudamm wird gebaut, das Tal 1923 geflutet.

Auch Mary Austin konstatiert ein paar Jahre zuvor in ihrem *Land des kargen Regen* (S. 94), einer Schilderung des menschlichen und nicht-menschlichen Lebens im regenarmen US-amerikanischen Südwesten zwischen Death Valley und der Mojave-Wüste lakonisch: »Die wahre Bestimmung eines ernstzunehmenden Bachs im Westen ist, ein Bewässerungsgraben zu werden«, nicht wissend, dass wenig später das Owens Valley durch die Veräußerung der Wasserrechte an die wachsende Metropole Los Angeles tatsächlich verwüstet werden würde.

Edward Abbey gelingt mit seinen Erinnerungen an die Zeit als Ranger in der Wüste Utahs Mitte der 50er Jahre immerhin eine konkrete Wirkung: Die spektakuläre, in *Die Einsamkeit der Wüste* (S. 103) porträtierte Landschaft im Norden des Colorado-Plateaus wurde auch dank seines Buchs zum Nationalpark aufgewertet.

Von dem Bereisen eben jener auf braunen Schildern ausgewiesenen Gebiete, »Recreational Areas, National Forests, National Monuments, National Parks« berichtet auch Isabel Fargo Cole in *Die Goldküste* (S. 113), von der »Möglichkeit, anzuhalten, die Erde unter den Füßen zu spüren«, obgleich es immer weiter geht, »den geraden Pfeilen nach« auf dem Highway, der dem sich zwischen zwei Ozeanen endlos erstreckenden Land sein gleichförmiges Antlitz gegeben hat: »Um den Ballungsraum zu verlassen, fährt man mindestens einen Tag. Endlose Ausdehnung des Gewebes, das sich am Highway verknotet. Asphaltierte oder zugemüllte Zwischenräume lassen die Bauten einsam und störend wirken, auch die Natur wird an den Rand gedrängt. Die Hügel Pennsylvanias wirken wie Kulissen, der dunkle Wald ist zerstückelt und von Straßenlärm durchdrungen. In New York City hatte ich das Ver-

trauen in die Natur verlernen müssen: jedes Waldstück eine Müllkippe, ein Versteck für Perverse.«

Da lässt sich die abenteuerliche, ja exzentrische Unternehmung Roger Deakins, in einem Jahr alle Gewässer Großbritanniens – vom Gebirgssee bis zum Abwasserkanal – schwimmend zu durchqueren, als Wiederaneignung der durch Verseuchung und Privatisierung entfremdeten Natur verstehen. In seinem *Logbuch eines Schwimmers* (S. 122) berichtet er, wie ihn diese Art Fortbewegung zwingt, eine ungekannte Perspektive einzunehmen, die auch wehrlose Ausnahmestände miteinschließt: »In dieser glitschig blaugrünen Nässe und Glätte war ich, noch dazu so gut wie nackt, hilflos wie ein Säugling. Als träumte ich, geboren zu werden.«

Auch Nan Shepherd empfiehlt in ihrem Buch *Der lebende Berg* (S. 128), ein Kondensat ihrer lebenslangen Beziehung zur Gebirgskette der schottischen Cairngorms, so etwas »Einfaches wie die Änderung der Kopfhaltung«, mit der sich »eine andere Art von Welt hervorlocken« lässt: »Auf keine andere Weise habe ich mit eigenen, bloßen Augen gesehen, dass die Erde rund ist. So wie ich schaue, wölbt sie ihren Rücken, und jede Schicht der Landschaft stellt sich, wie Haare, auf – obwohl sich aufstellen schon ein Wort zu großen Aufruhrs ist. Einzelheiten sind nicht länger nur Teil einer Gruppierung in einem Bild, dessen Brennpunkt ich bin, der Brennpunkt ist überall. Nichts weist einen Bezug zu mir auf, der Schauenden«, schreibt Shepherd und kommt zu dem Schluss: »So muss die Erde sich selbst sehen.«

Mitreißend beschreibt sie die in den Bergen gemachte körperliche Erfahrung, die Wahrnehmung und Wissen verschmelzen lassen, »ein Leben der Sinne«, »das so rein, so unberührt von jeder anderen Art der Erkenntnis wäre, dass man sagen könnte, der Körper denke. Jeder Sinn, gesteigert zu höchstem Bewusstsein, ist selbst schon eine absolute Erfahrung.«

Ein Leben der Sinne ringt auch Wilhelm Lehmann der kargen Schwansener Landschaft im Nordosten Schleswig-Holsteins ab, dessen spröde Schönheit er in seinem *Bukolischen Tagebuch* (S. 139) vielfarbig und sprachmächtig bannt und dabei zeigt, dass Beobachtungsgabe mit einem stupenden botanisch-kulturellen Wissen einhergeht, »lebendige Kennntnis sowohl sprachlicher wie pflanzlicher Erscheinungen«, die er in auch in seiner Abhandlung *Über die Pflanzennamen* beschwört. Der Chronologie der Jahresläufe von 1927 bis 1932 folgend, zeichnet er trotz allen Anzeichen der Moderne – ein Bussard sitzt auf einem Vermessungsturm, ein »großes Dapolin-Auto« hängt »mit halbem Leibe über die Böschung zum Meer hinunter«, der »Zirkus der Gebrüder Belli« gastiert in der kleinen Stadt – eine zurückgezogene Welt von geradezu überzeitlicher, archaischer Dimension. Vor allem im Winter ist sie den Naturgewalten spürbar ausgeliefert: »Verweilen bedeutete den Tod. Wort und Idee und Traum starben, nur die Materie herrschte, hart und unauflösbar. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft erloschen. Der Frost gebot großartig und unerbittlich. Er lockte das kleine Lebendige, sich niederzulegen und in den Winterschlaf der Frösche, Blindschleichen, Schnecken einzusummen.«

Das Gesetz einer ganz anderen Not herrscht über das Stück Land in Hamburg-Eppendorf, das Alma de l'Aigle in *Ein Garten* (S. 154) beschreibt, ihre Erinnerungen an den einst von den Eltern angelegten Gemüse-, Obst- und Ziergarten, der nun wie alles vom Krieg gezeichnet ist: Ein Boskopapfelbaum ist einer Luftmine zum Opfer gefallen, ein Gartenrotschwänzchen, das »seine Wohnung in der Höhle des Stammes hatte, teilt nun im nächsten Jahre das Schicksal von Millionen Menschen: sein Heim verloren zu haben« und die nahe Gärtnerei ist »von Bombentrichtern zerwühlt«.

Es ist ein eigenartiges Stillleben aus verlorener Idylle, Vergänglichkeit und Nutzbarkeit, in dem zwangsweise zu dem Grundsatz zurückgekehrt wird, »dass möglichst alles aus dem Garten bezogen werden soll.« Das ist vor allem »reichlich Holz zum Anheizen«, für »ein warmes Zimmer und eine warme Suppe« für jene Menschen, die sich bei Bombenalarm in jenen kleinen, »mit Grassoden« gedeckten Tiefbunker zurückziehen, der an die Stelle der alten Gemüsegrube gebaut wurde: »Ein Jahr ums andere ist durch den Garten gezogen. Die Menschen und ihre Schicksale haben sich gewandelt. Menschenwerk ist vernichtet, der Bau der Welt scheint aus den Fugen zu sein. Die Gesetze des Himmels und der Erde scheinen zerrüttet. Aber unablässig Jahr für Jahr treibt der alte Garten wieder seine Blüten und bringt seine Früchte, den Ewigen Ordnungen eingefügt.«

Es ist nicht zuletzt die Tiefenzeit, die Hanns Cibulka hilft, sich der Landschaft Hiddensees in *Sanddornzeit* (S.164) zu öffnen, »ein unerschöpfliches Archiv für jeden Geologen«, »ein Stück Erde außerhalb der menschlichen Zeit, ohne Jugend, ohne Alter. Nur die Möwen flogen mit räuberischem Schrei die Küste an, ließen sich vom Winde tragen.« Welche Geräusche werden die Menschen hinterlassen?

Cibulka, der als Nachrichtensoldat im sonnengrellen, geschichtssatten Licht Siziliens die Landung der Alliierten erlebt hatte, fragt angesichts dreier gegen die Sonne ziehenden Düsenjäger: »In welcher Sprache werden uns die Sterne antworten? Bleibt die Antwort aus, oder werden wir eines Tages unsere eigenen Signale wieder empfangen?« Naturerfahrung als Rückkopplungseffekt. Es gehört zu den Binsen des Nature Writings, dass sich der menschliche Faktor nicht herausrechnen lässt, es keine Beobachtung ohne Beobachtenden gibt, keine Sprache ohne Sprechenden.

Egal ob sie dem naturkundlichen oder dem poetischen Vokabular entstammen, bleiben es doch Menschenworte, die in diesem Lesebuch vielstimmig Welt, Wuchs und Witterung beschreiben. Was sie eint, das ist der aufmerksame, empathische Blick auf die Umgebung und die unverbrüchliche Einsicht, Teil dieses Ganzen zu sein. Nicht mit wenigen dieser Texte lässt sich nachvollziehen, wie das Schreiben über Natur selbst zu einem Werkzeug der Aufmerksamkeit wird, zum einem Akt der Erkenntnis und Sinnstiftung. Oder um es mit Annie Dillard zu sagen: »Wir sind hier, um Zeuge zu sein. Was sollen wir sonst mit diesen stummen Dingen machen, die wir nicht brauchen?«

Einen Stein zum Sprechen bringen

I

Die Insel, auf der ich lebe, ist von Sonderlingen wie mir selbst bevölkert. In einer mit Zedernschindeln verkleideten Hütte auf einer Klippe – aber so wohnen wir alle – lebt ein Mann Mitte dreißig allein mit einem Stein, dem er das Sprechen beizubringen versucht.

Wie zu erwarten ist, kursieren darüber Witze, doch kommen sie in der Regel von jungen Leuten und sind nicht sehr ernst gemeint. Denn tatsächlich begegnen fast alle hier Larrys Vorhaben mit Respekt – auch ich. Deshalb schütze ich seine (oder ihre) Privatsphäre, indem ich die Einzelheiten für euch verfälsche. Es könnte zum Beispiel eine Prise Sand sein, die er zum Sprechen bringen will, oder ein langanhaltender Nordwind oder eine von unzähligen Wellen. Aber es ist, das versichere ich, tatsächlich ein Stein. Ich habe ihn gesehen – es ist ein handtellergroßer Strandkiesel, dessen dunkles Grau rundherum und vermutlich auch innen von einem weißen Band durchzogen ist; diese Steine heißen bei uns ›Wunschsteine‹, aus unbekanntem, aber, wie ich denke, nachvollziehbaren Gründen.

Larry verwahrt ihn auf einem Brett. Meistens liegt der Stein von einem ungegerbtem, viereckigen Stück Leder zugedeckt da wie ein Kanarienvogel, der unter seinem Tuch schläft. Larry entfernt die Decke für den Unterricht oder, genauer gesagt, für den Ritus oder die Riten, die sie mehrmals am Tag gemeinsam vollziehen.

Niemand weiß, was bei diesen Unterweisungen vor sich geht, am allerwenigsten ich, denn ich kenne Larry nur flüchtig und bloß wegen einer Verwechslung unserer Post. Ich vermute, dass zu dem

Ritual, wie zu jedem sinnvollen Unterfangen, Opfer, eine gewisse Enthemmung und eine präzise Ausrichtung des Willens gehören, so dass dieser durchlässig und hohl wird, zu einer Rinne oder einem Kanal für die Arbeit. Ich wünsche ihm Erfolg. Es ist eine vornehme Aufgabe und in jeder Hinsicht besser als Schuhe verkaufen.

Darüber, was genau der Stein sagen soll, gibt es unterschiedliche Berichte. Ich denke, Larry wird von dem Stein nicht erwarten, dass er so spricht wie wir und uns sein langes Leben und seine vielen oder wenigen Gefühle schildert. Ich denke eher, dass er ihm ein einzelnes Wort beizubringen versucht, wie »Becher« oder »Onkel«. Zu diesem Zweck hat er dem Stein nicht, wie manche ernsthaft glaubten, einen kleinen Mund geschnitten oder ihn irgendwie mit einer Höhle versehen, aus der er Luft ausstoßen könnte. Er plant vielmehr – und das finde ich klug von ihm –, seinen Sohn, der noch ein Kind ist und bei seiner von ihm getrennt lebenden Frau wohnt, mit der Aufgabe vertraut zu machen, damit die Arbeit auch nach seinem Tod fortgesetzt werden und Früchte tragen kann.

II

Das Schweigen der Natur ist ihre einzige Äußerung, und jedes Stückchen Welt ist ein Splitter dieses alten, stummen, unbewegten Blocks. Die Chinesen sagen, wir leben in einer Welt der zehntausend Dinge. Jedes der zehntausend Dinge ruft uns genau nichts zu.

Gott hat einst gegen die Israeliten gewütet, weil sie heilige Haine aufsuchten. Ich wünschte, ich könnte einen finden. Martin Buber schreibt: »Die Krise alles primitiven Menschentums ist die Entdeckung des grundsätzlich Nichtheiligen, Asakramentalen, das den Methoden widersteht und keine ›Stunde‹ hat, eines

Gebiets, das sich immer mehr vergrößert.« Heute sind wir nicht mehr primitiv; heute erscheint die ganze Welt nicht-heilig. Wir haben das Licht aus den Zweigen der heiligen Haine geleert und es auf den Höhen und an den Ufern heiliger Flüsse gelöscht. Wir haben uns als Volk von Pantheismus zu Pan-Atheismus entwickelt. Schweigen ist nicht unser Erbe, sondern unser Schicksal; wir leben, wo wir leben wollen.

Die Seele kann alles von Gott erbitten, und es wird nie vergeblich sein. Du kannst Gott um seine Gegenwart bitten oder um Weisheit und beides von seiner Hand empfangen. Oder du kannst Gott, wie auf dem lustigen Schild beim Kaufmann, bitten, nicht im Zorn zu gehen, sondern einfach zu gehen. Genau das hat ein nomadischer Familienverband in Israel getan. Sie hörten die göttliche Rede, und sie war ihnen zu laut. Die Wüstengeneration war am Sinai; dort erblickten sie das Dunkel, worin Gott war: »Und alles Volk wurde Zeuge von dem Donner und dem Blitz und dem Ton der Posaune und dem Rauchen des Berges.« Sie gerieten außer sich vor Angst. Und sie nötigten Mose, Gott zu ersuchen, doch bitte niemals wieder direkt zu ihnen zu sprechen. »Lass Gott nicht mit uns reden, wir könnten sonst sterben.« Mose überbrachte die Botschaft. Und Gott zeigte Erbarmen mit ihrer Bedrängnis und willigte ein. Er willigte ein, nicht mehr mit dem Volk zu sprechen. Und Mose trug er auf: »Geh hin und sage ihnen: Geht heim in eure Zelte!«

III

Es ist schwer, das, was wir angerichtet haben, ungeschehen zu machen, und das, was wir von uns gewiesen haben, wieder herbeizurufen. Es ist schwer, einen heiligen Hain zu entweihen und sich dann anders zu besinnen. Die heiligen Berge schweigen still. Wir

haben den brennenden Busch gelöscht und können ihn nicht wieder entfachen; wir zündeln vergeblich unter jedem grünen Baum. Rief früher der Wind und schallte Lobpreis von den Bergen? Jetzt ist die Rede unter den leblosen Dingen der Erde erstorben, und die lebenden sagen sehr wenigen sehr wenig. Vögel schnattern vor sich hin und Affen brüllen; Pferde wiehern und Schweine machen, wie du weißt, grunz grunz. Aber genauso klackern Kiesel, wenn eine Welle abläuft, und zerreißt Donner bei Gewitter die Luft. Diese Geräusche nenne ich Stille. Es könnte sein, dass es überall, wo Bewegung ist, Geräusche gibt, wenn ein Wal steigt und aufs Wasser klatscht etwa, und dass überall, wo Stille ist, die stille kleine Stimme spricht, die Stimme Gottes aus dem Wettersturm: das alte Lied, der alte Tanz der Natur, der Zirkus, den wir aus der Stadt gejagt haben. Das mag sein, wie es ist. Wir können uns jetzt bestenfalls bemühen – und es ist ein ehrbarer Versuch –, Schimpansen eine bestehende menschliche Sprache zu beizubringen: Englisch.

In den vierziger Jahren versuchten ein amerikanischer Psychologe und seine Frau tatsächlich, einer Schimpansin das Sprechen beizubringen. Nach drei Jahren konnte sie mit heiserer Stimme die Worte »mama«, »papa« und »cup« flüstern. Nach drei weiteren Trainingsjahren konnte sie, noch immer mühselig, weiterhin bloß »mama«, »papa« und »cup« aussprechen. Die jüngeren Erfolge dabei, Schimpansen die amerikanische Gebärdensprache zu vermitteln, sind bekannt. Erst neulich hat uns eine Schimpansin, wenn wir denn wirklich glauben können, dass wir einen gemeinsamen Wortschatz besitzen, erzählt, sie sei am Morgen traurig gewesen. Mir tut's leid, dass wir sie gefragt haben.

Was haben wir all die Jahrhunderte anderes gemacht, als zu versuchen, Gott wieder auf den Berg zu rufen oder, weil der Erfolg ausblieb, allem und jedem, was nicht »wir« ist, einen Piep zu entlocken? Was ist der Unterschied zwischen einer Kathedrale

und einem Physiklabor? Sagen nicht beide: Hallo? Wir spionieren Walen und interstellaren Funkobjekten nach; wir hungern uns aus und beten, bis wir blau werden.

IV

Seit einer Weile beschäftige ich mich mit vergleichender Kosmologie. Im Augenblick favorisieren die meisten Kosmologen das Bild des sich ausdehnenden Universums nach Lemaître und Gamow. Doch mir sagt eine Vorstellung mehr zu, die vor Jahren von Paul Valéry propagiert wurde. Er äußerte die Idee, das Universum könnte »kopfförmig« sein.

Die Berge sind große Steinglocken; sie scheppern wie Spitztonnen. Wer hat die Sterne zum Schweigen gebracht? Im Spiegelteleskop von Palomar sind problemlos Milliarden Galaxien zu sehen; manche von ihnen kollidieren natürlich. Aber diese Kollisionen gehen sehr langsam vor sich, still und gleitend. Billionen Sterne bewegen sich unberührt, zu weit voneinander entfernt, um sich auch nur zu spüren, achtlos wie immer, stumm. Das Meer äußert etwas, wieder und wieder, als heiseres Flüstern; ich kann es nicht ganz verstehen. Aber ich habe es weiß Gott versucht.

Es kommt ein Punkt, da sagst du zum Wald, zum Meer, zu den Bergen, der Welt: Jetzt bin ich bereit. Jetzt werde ich innehalten und ganz Ohr sein. Du machst dich leer und wartest; du lauschst. Nach einer Weile hörst du es: Da ist nichts. Da ist nichts als nur diese Dinge, diese erschaffenen Dinge, vereinzelt, wachsend, stockend oder schwankend, beregnet oder regnend, gehalten, flutend oder ebbend, stehend oder hingebreitet. Du spürst das Wort der Welt als Spannung, als Summen, als einen einzigen, gemeinschaftlichen, überall gleichen Ton. Das ist es: Dieses Summen ist die Stille. Die Natur macht doch einen Piep – diesen ei-

nen nur. Die Vögel und Insekten, die Wiesen und Sümpfe, Flüsse und Steine, Berge und Wolken: Sie alle tun es; sie alle tun es nicht. In der Stille ist ein Schwingen, etwas Unterdrücktes, so als würde die Welt geknebelt. Aber du wartest, du gibst dich lebenslang dem Lauschen hin, und nichts passiert. Das Eis kommt, das Eis geht, und immer hält sich nur dieser einzige Ton. Die Spannung, respektive ihr Fehlen, ist unerträglich. Die Stille ist doch nichts Unterdrücktes; sie ist schlicht alles, was es gibt.

V

Wir sind hier, um Zeuge zu sein. Was sollen wir sonst mit diesen stummen Dingen machen, die wir nicht brauchen? Bis Larry seinen Stein zum Sprechen bringt, bis Gott sich anders besinnt oder bis die heidnischen Götter wieder ihre heiligen Haine auf den Bergen beziehen, bleibt uns als Einziges, was wir mit dem ganzen nichtmenschlichen Aufgebot machen können, die Beobachtung. Wir können unser eigenes Stück auf dem Planeten inszenieren – unsere Städte in seine Ebenen bauen, seine Flüsse eindämmen, seine Humusschicht bepflanzen –, aber unser sinnreiches Treiben erfasst bei weitem nicht das ganze Terrain. Wir nutzen zum Beispiel die Singvögel nicht. Wir essen nicht viele von ihnen; wir können uns nicht mit ihnen befreunden; wir können sie nicht überreden, mehr Mücken zu verspeisen oder weniger Unkraut zu säen. Wir können nur ihre Zeugen sein, unbekannterweise. Wären wir nicht hier, wären sie Singvögel, die im Wald umfallen. Wären wir nicht hier, würde materiellem Geschehen wie dem Wechsel der Jahreszeiten selbst die dürftige Bedeutung fehlen, die wir ihm beimessen. Das Stück würde vor einem leeren Haus gespielt, so wie all die Sternschnuppen, die bei Tag über den Himmel schießen. Das ist mein Grund zum Spaziergehen: Ich will die Dinge

im Blick haben. Das war auch der Grund für meine Reise zu den Galapagosinseln.

Dies alles wird besonders deutlich auf den Galapagosinseln. Die Galapagosinseln sind schlicht und einfach hier – und wenig mehr. Sie wurden aus dem Ozean gespien, ein paar Pflanzen wehten hin, ein paar Tiere trieben an und bildeten seltsame Formen aus. Und da sind sie nun, wer immer sie sind, und leben vor sich hin. Man kann hinfahren und ihnen dabei zusehen und versuchen es zu verstehen. Die Galapagos sind eine Art Metaphysiklabor, nahezu unverschandelt von menschlicher Kultur und Geschichte. Alles was auf den kahlen vulkanischen Felsen geschieht, geschieht vor aller Augen, ob jemand hinsieht oder nicht.

Was dort geschieht – und es ist herzlich wenig – ist dies: Wolken und der Kreis einander ähnlicher Jahreszeiten kommen und gehen; ein Schwein frisst eine Schildkröte oder frisst eine Schildkröte nicht; Pazifikwellen rollen an und fallen ab; eine Flechte breitet sich aus; Nacht folgt auf Tag; auf einem Felsen stirbt ein Albatros und verdorrt; vom Meeresboden steigt eine kalte Strömung auf; Fische vermehren sich, Fliegen schwärmen, Sterne gehen auf und unter, Tauchervögel tauchen. Mit anderen Worten, Neuigkeiten landen am Strand. Und die Bäume nehmen sie auf. Die Palo-Santo-Bäume drängen sich an den Hängen wie ein Freiluftpublikum; sie sind den Lagunen, den Lavaniederungen und den Küsten zugewandt.

Mit diesen Palo-Santo-Bäumen verbinde ich ein Erlebnis. Sie interessieren mich als Sinnbilder der Stummheit der menschlichen Haltung gegenüber allem, was nicht menschlich ist. Ich sehe uns alle als Palo-Santo-Bäume, Kultpfähle, die einträchtig auf alles schauen, was wir sehen, und still vor uns hin wachsen.

Auf den Galapagos habe ich die Palo-Santo-Bäume zunächst

lange Zeit nicht wahrgenommen. Ich war wie alle anderen auf Seelöwen fixiert. Meine Mitreisenden und ich mochten die Seelöwen und beneideten sie um ihr Leben. Ihre Freude wirkte bewusst. Sie spielten unentwegt. Sie waren alle entweder fett oder tot; dazwischen gab es nichts. Tagsüber spielten sie im flachen Wasser, allein oder zusammen, begrüßten einander oder uns mit großem Freudenlärm oder schwammen eine Weile hinaus und surften übermütig in den brechenden Wellen. Nachts lagen sie Flosse an Flosse im Sand und schliefen. Alle scherzten, wenn sie »wiederkämen«, würden sie es gern als Seelöwen tun. Ich stimmte zu. Das Seelöwenspiel erschien uns unschlagbar.

Doch nach anderthalb Jahren besuchte ich die unbevölkerten Inseln erneut. In der Zwischenzeit hatte sich meine Beziehung zu ihnen verändert, und meine Erinnerungen hatten sich gewandelt, wie Erinnerungen es tun, bunten Kieseln ähnlich, die auf einem Sieb hin und her gerollt werden, bis nach einer Weile die mit den auffallenden Farben, von denen du gemeint hattest, dass du sie nie verlieren würdest, verschwinden, indem sie durch die Löcher fallen, und nur ein paar große, vormals unbemerkte übrig bleiben, denen nun eine besondere, noch unbekanntere Bedeutung zukommt.

So war es mit den Palo-Santo-Bäumen. Vorher hatte ich keinen Gedanken an sie verschwendet. Sie waren bloß meilenweise halbtote Bäume auf den roten Lavafelsen einiger verlassener Inseln gewesen. Sie waren nur ein Name im Notizbuch: »*Palo santo* – diese merkwürdigen weißen Bäume.« Sieh nur, die Seelöwen! Die Stummelkormorane, die Pinguine, die Leguane, der Sonnenuntergang! Doch nach achtzehn Monaten waren die wunderbaren Kormorane, Pinguine, Sonnenuntergänge und sogar die Seelöwen meinem löcherigen Herz entfallen. Ich kehrte auf die Galapagosinseln zurück, um die Palo-Santo-Bäume zu sehen.

Es sind schlanke, helle, dürre Bäume. Man wandert in der Tief-

landwüste zwischen ihnen umher, wo sie neben Opuntien wachsen. Man sieht sie vom Wasser an den Steilhängen, die zum Meer hin liegen, Hunderte beieinander, klein und dünn und weit verstreut, und so viel heller als ihr roter Boden, dass Schwarzweißfotos von ihnen aussehen wie Negative. Ihre Bestände sehen aus wie verödete Obstgärten. Sie wirken zu jeder Jahreszeit sämtlich, als wären sie jüngst gestorben, hell und kahl wie Birken, die in einem Biberteich ertrunken sind – denn sie wirken zu jeder Jahreszeit laublos, starr und stumm. Bei genauem Hinsehen allerdings ist in den Regenmonaten hier und dort an ihren brüchigen Zweigen spärliches Blattwerk zu erkennen. Und auf ihrer Rinde wachsen stets Hunderte von Flechten als stumme, einander überlappende Explosionen, die im Lauf eines Jahrzehnts kaum größer werden, Flechten in Rosa und Orange, Blasslila, Gelb und Grün. Die Palo-Santo-Bäume tragen die Flechten mühelos, unbewusst, wie sie alles tragen. Ihre Massen, durchsichtig wie Strichzeichnungen, bevölkern die Felsen wie wirbelnde Tänzer, wie leere Haine, und schauen über schäumende Brecher hinweg auf andere menschenlose Inseln mit ihren grotesken Echsen und Vögeln, auf die traurigen Lagunen und Buchten, in denen sich die Seelöwen tummeln, und weiter über das tosende Meer.

Der Scherz meiner Mitreisenden war für mich passé; ich wollte nicht mehr als Seelöwe »wiederkommen«. Denn ich dachte, und denke immer noch, wenn ich noch einmal zum Leben an der Sonne zurückkehren sollte, wo sich alles wandelt, dann würde ich gern als Palo-Santo-Baum wiederkommen, als einer von Tausenden auf einem Felsen auf diesen gottverlassenen Inseln, wo sich unter den Geistlosen Millionen Dinge ereignen, wo es auf einen dackelgroßen gelben Leguan regnen kann und der Leguan vielleicht zehn Minuten später einmal blinkt. Ich würde gern als Palo-Santo-Baum auf der Wetterseite einer Insel wiederkommen, damit

auch ich ein idealer Zeuge sein könnte, der stumm Ausschau hält und mit den Armen wedelt.

VI

Die Stille ist alles, was ist. Sie ist das A und das O. Sie ist das Schweben Gottes über dem Wasser; sie ist der verschmolzene Ton der zehntausend Dinge, das Flügelsausen. Ein Schritt in die richtige Richtung wäre, zu dieser Stille zu beten, selbst wenn wir das Gebet nur an »die Welt« richteten. Unterschiede verschwimmen. Verlasst eure Zelte. Betet ohne Unterlass.

Aus dem amerikanischen Englisch von Karen Nölle